

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Zwischen Generalprobe und Premiere.

Von Karl Ettlinger (München).

Der Herr Direktor und der Herr Regisseur gehen von der Generalprobe nach Hause.

Der Regisseur: Also so eine Sorte Autor ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen. Verrückt, einfach verrückt. Und dieser Jüngling mit lockigem Haar will mir altem, erfahrenem Theaterhasen Ratschläge geben.

Der Direktor: Sie haben ganz recht, lieber Müller.

Der Regisseur: Ich hab ihm in aller Freundschaft gesagt: „Lieber Meister, Ihr Stück ist Mist, Blödsinn, die Langeweile in sechster Potenz.“ Aber bei dem Kerl hilft ja alles liebenswürdige Zureden nichts. Wissen Sie, was das heute abend wird? Ein Theaterstandal. Ich garantiere Ihnen, nach dem zweiten Akt sind nur noch drei Leute im Parterre.

Der Direktor: Sie haben ganz recht, lieber Müller.

Der Regisseur: Und diese mimosenhafte Empfindlichkeit. Weil ich das bisschen Mond scheinen lasse, wo er Sonnenschein vorschreibt, schlägt er Krach: „Aber der Chor singt doch: Die Sonne lacht“, herr Regisseur.“ — Haben Sie schon solche Einwände gehört? Dann hat eben einfach der Chor zu singen: „Der Mond lacht“. Aber so ein junger Autor hält jedes Wort von sich für eine göttliche Offenbarung.

Der Direktor: Sie haben ganz recht, lieber Müller.

Der Regisseur: „Lieber junger Freund“, hab ich zu ihm gesagt, „wir haben da acht reizende weibliche Beine engagiert, die müssen Sie unbedingt in das Stück hineinbringen.“ Statt einen Freudenschrei auszustößen, dreht er mir den Rücken zu. Das sind die jungen Autoren von heute. — Aber ich wasch' meine Hände in Unschuld.

Der Direktor: Waschen Sie, lieber Müller, waschen Sie.

Der Regisseur: Solange es solche Autoren gibt, sollte man überhaupt nur mit einem Maschinengewehr auf die Probe kommen. — Da ist meine Elektrische. Servus, Herr Direktor.

Der Direktor: Adieu, lieber Müller. Und Sie haben ganz recht. (Der Regisseur springt auf die Elektrische.) Man muß immer objektiv sein; gestern hab ich dem Autor versichert, daß er ganz recht habe, heute versichere ich's dem Regisseur. — In Wirklichkeit hat nur einer recht beim Theater: der Kassenbericht.

Die Souffleuse fährt von der Generalprobe im Omnibus heim und tut dabei etwas, was ihr in ihrem Beruf schon viele Grobheiten eingetragen hat: sie denkt. Und zwar folgendes:

Also ich kenn mich in dem Soufflierbuch nicht mehr aus. Auf jeder Seite zehn blaue Striche und fünfzehn Bleistifteinträge. Und was auf Seite eins steht, wird auf Seite fünf gesprochen; und wo steht: „Der Vorhang fällt“, geht der zweite Akt an. Ich kenn mich nicht mehr aus. Aber ein fiescher Kerl ist der Autor. Er hat so liebe Augen. Und wie er den Regisseur angefahren hat, — so hat mich lang' nichts mehr gefreut. Und wie der Regisseur dann ihn angefahren hat — es war enzündend. Und wie sich die Solisten alle geärgert haben — es war himmlisch. Ach, und wie die Soubrette beim Umbau über das Verlassstück gestolpert ist — es war wonnig. Einfach wonnig. Aber in dem Soufflierbuch kenn ich mich nicht mehr aus. Und so liebe Augen hat er... so lieb...

Ein Kritiker, der der Generalprobe beigewohnt hat und sich nun auf dem Wege nach seinem Stammcafé befindet:

Der erste Akt: O Gott... der zweite Akt: O Gott, o Gott... der dritte Akt: O Gott, o Gott, o Gott... Er denkt lieber an etwas anderes.

Der Komiker hat soeben seinen Nachmittagskaffee getrunken und wirft sich nun auf die Chaiselongue:

In vier Stunden ist die Premiere. Ob ich noch schnell meine Rolle lerne? — Nein; erstens ist es überhaupt keine Rolle, und zweitens hab ich noch nie eine Rolle gelernt. Das stumme Spiel

während der Berlegenheitspausen, das ist ja, was mich berühmt gemacht hat. — O, diese modernen Operetten. Wenn ich mir vergegenwärtige, wie ich damals bei der Uraufführung der „Fledermaus“ den Frosch gespielt — er vergegenwärtigt es sich nicht, weil er damals noch nicht beim Theater war... Mir scheint, jetzt hab ich auch noch mein Stichwort vergessen... Und das war das einzige, was ich überhaupt gewußt habe. — Er gähnt. — Warum streiten sich der Autor und der Regisseur immer? Das kann doch nicht ausschließlich zu meinem Vergnügen geschehen?... Der Regisseur sagt, ich soll von rechts auftreten, der Autor sagt, ich soll von links auftreten; folglich komme ich aus der Berlenkung. — Ob ich im zweiten Akt wieder den Biß aus dem Jahrgang 1839 der „Fliegenden Blätter“ improviere? — Warum nicht? — Der hat noch in jeder Operette gewirkt. — Der Autor wird weinen, aber's Publikum wird lachen. — Er gähnt. — Kathi, wenn jemand nach mich fragt, dann sagen's, ich bin beim Kollenstudium. — Er schläft ein.

Einige Statisten unterhalten sich in der Stehbierhalle: Also, wenn nach einem solchen Krach auf der Generalprob'n kein unerhörter Erfolg wird, nacher glaub ich überhaupt an keinen Aberglauben nicht mehr. — Er singt leise den Schlag er der Operette:

... Dann leg' ich meine beiden Arme stramm
Um deine süßen hundert Kilogramm
Und seufze: Ach, welch eine Himmelstust,
Zu ruhen sanft an —

Der im Lokal befindliche Musikautomat wartet den unvermeidlichen Reim „Brust“ nicht ab, sondern explodiert vor Entsetzen schon vorher.

Der Autor ist einige Stunden geistesgestört in der Stadt umhergeirrt und hat sich unter den Kirchtürmen denjenigen ausgesucht, an dessen Spitze er sich aufzuknüpfen gedenkt. Jetzt ist er in ein Restaurant geraten und stiert verwirrt in die Speisekarte, während der Oberkellner abseits im Telephonadreßbuch die Nummer der Sanitätswache sucht.

Mir ist alles wurscht... alles. — Schweinebraten mit Gerösteten? Nein, das ist mir zu fett... Wenn jemand behauptet, die Operette wäre von mir, die sie da spielen — nacher schlag' ich ihn tot... wenn ich noch die nötige Energie dazu hab. Denn mich is alles wurscht... alles. — Den Regisseur, den sollte man zu einem zwanglosen Strychninfrühstück einladen... Und die Sängerin... die Sängerin... Hammelrippchen mit Bohnen, nein, das hab ich erst gestern gegessen... Also, wenn ich das Publikum wär, ich tä's auspfeifen. Blatt auspfeifen... Wird das Publikum auch ohne mich tun... Aber mir is ja alles wurscht... alles... Wie gut hat's doch ein Missionar, der unter die Kannibalen gerät, gegen einen Autor, der unter die Operettenstars gerät... Aber mir is ja alles wurscht... alles... Na, die Presse kann morgen gut werden... Um acht Uhr beginnt die Hinrichtung... Lieber Gott, laß un sieben Uhr den Biß in das Theater einschlagen, oder... Aber mir is ja alles... Er versenkt sich in die Speisekarte. —

Nachspiel bei der gemütlichen Zusammenkunft nach der Premiere. Der Direktor erhebt gerade das Sektglas und bringt einen Toast aus, in dem es unter anderem heißt: „... Und wenn ich mich frage, wem ist der heutige jubelnde Erfolg zu verdanken? Meine Damen und Herren, einzig und allein dem einmütigen, harmonischen Zusammenarbeiten von Autor, Regisseur und Darstellern. Das gemeinsame hohe Ideal, das Operettendichter und Operettenpersonal in stiller, friedlicher Arbeit vereinigt, nur dieses ist es, welches...“

Der Dichter kann selbst mit den glänzendsten Farben seiner Kunst einen Naturgegenstand nicht so ausmalen, daß man seine Beschreibung für eine wirkliche Landschaft hält.

S u m m e.

Genossenschaftliche Hauspflege.

Von Schwester Lydia Ruchland, Dessau.

Die Mutterschutzbestrebungen setzten anfangs ganz begreiflicher Weise bei den unehelichen Müttern ein. Die Bewegung entstand aus Mitleid mit der Not der geächteten und verlassenen Mütter. Erst nach und nach faßte man den Begriff des Mutterschutzes weiter und wandte ihn auf bedürftige eheliche Mütter an. Mutterschutz muß, soll er dem Sinn des Wortes voll entsprechen, auf jede Familienmutter ausgedehnt werden.

Es müssen Persönlichkeiten vorhanden sein, die speziell auf „Mutterschutz“ eingestellt sind, die den Müttern für die Zeit des Wochenbettes oder einer Krankheit die entsprechende Fürsorge zuteil werden lassen. Soll in solchen Fällen Mann, Kinder, Hauswesen vor der Gefahr des Verfalls bewahrt werden, soll die Kraft der Mutter nicht vorzeitig verbraucht werden, müssen „Stellvertreterinnen der Hausfrau“ einspringen, um auf Tage, Wochen, Monate pflichtgemäß zu helfen.

Ein im Sinne dieser Familienfürsorge wirkender Ersatz sind die Hauspflegeorganisationen, die in einzelnen Städten ganz hervorragend ausgebaut sind. Ich kenne solche aus eigener Anschauung als „Kontrollschwester“ in Leipzig, Frankfurt a. M. und Düsseldorf. Aber ihre Einrichtung genügt heute nicht mehr. Die patriarchalische Zeit ist vorbei, wo Nachbarinnen die Pflege der Wöchnerin und die Versorgung des Haushaltes und der Familienglieder übernahmen. Die Fluktuation der Arbeitsverhältnisse, der damit verbundene häufige Wohnungswechsel, nicht an letzter Stelle die bittere Not verschämter Armut, die keinen fremden Einblick, besonders nicht von nachbarlicher Seite, wünscht läßt manchen sonst ordentlich geführten Haushalt auf eine schiefe Ebene gleiten. Auch die Hilfe der Gemeindefrauen ist nicht ausreichend, weil diese in Krankheitsfällen genügend Arbeit und eigentlich bei gesunden Wöchnerinnen nichts zu suchen haben.

So kommen die Hauspflegeorganisationen eigentlich nur einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Notfällen zugute. Aber noch ein anderes ist ihrer Inanspruchnahme in weiterem Umfang hinderlich. Wir leben in einer Zeit, wo Duldsamkeit gefordert wird wie nie zuvor. Die Bestandschauung jedes einzelnen Menschen ist seine ureigenste Privatangelegenheit. Darum geht es nicht an, in eine Hauspflegerinnenordnung z. B. folgendes aufzunehmen:

„Die Pflegerin hat ihren erzieherischen Pflichten dahingehend nachzukommen, daß sie das Tischgebet, Abend- und Morgengebet der Kinder überwacht. Bei ernstlichen Erkrankungen muß sie der Familie den Besuch eines Geistlichen nahelegen und dies direkt übermitteln.“

„In sittlich unklaren Verhältnissen, ebenso bei verkommenen Haushaltungen sind die Hauspflegerinnen zu verweigern.“

Wo kirchlich organisierte Kreise Hauspflegeorganisationen halten und finanzieren, ist es deren gutes Recht, auf einer ihnen zusagenden Grundlage aufzubauen. Wo aber Familienmüttern in des Wortes weitester Bedeutung geholfen werden soll, müssen großzügige Gesichtspunkte bei der Aufstellung von Pflegeordnungen obwalten, die auf neutraler Basis stehen.

Sollte es nicht möglich sein, innerhalb der genossenschaftlichen Frauengruppen Hauspflegeorganisationen zu schaffen? Ich spreche diesen Gedanken nicht zum ersten Male aus, es soll gewiß auch nicht das letzte Mal sein! Notwendig wird allerdings eine stärkere Berücksichtigung der Frauen im allgemeinen und ihrer praktischen Mitarbeit in speziellen sein innerhalb der Genossenschaften.

Es genügt nicht, Frauen in die Kommissionen aufzunehmen, nur damit Frauen darin vertreten sind, also aus rein repräsentativen Gründen. Nein, es müssen motorische Kräfte geweckt werden, die allerorten noch schlummern, aber vorhanden sind.

Das Leben besteht nun einmal nicht nur im Einkauf von Zucker, Seife und Petroleum. So wichtig diese Einkäufe sicher für jede Frau sind, so bringen sie doch die Frauen nicht einander näher. Beweis: Die Generalversammlungen der Konsumgenossenschaften, die von Frauen nur vereinzelt besucht werden.

Tragen wir Frauen, vor allem Familienmütter, Interessen stärker als bisher in unsere Genossenschaften hinein! Die Einrichtung der „Hauspflege“ auf genossenschaftlicher Grundlage kommt sicher einem dringenden Bedürfnis entgegen. Wo die Organisation bisher bestand, hat man ihren gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sozialen Wert rückhaltlos anerkannt.

Die „Hauspflege“ ist kein Almosen. Sie ist „Mutterschutz“ in des Wortes edelster Bedeutung. Die Kosten werden anteilig getragen. In Frankfurt hatte z. B. der vorbildlich wirkende Professor Fleisch Kassen ins Leben gerufen für städtische Beamte und Arbeiter, außerdem für die Mitglieder der Aktien-Baugesellschaft für Kleinhäuser. Durch einen bestimmten Monatsbeitrag erwerben

sich die Mitglieder das Anrecht auf Hauspflege bei Wochenbett auf zwei, bei Krankheit auf vier Wochen.

In unserem Falle wäre es eine selbstverständliche Pflicht jedes Genossenschaftlers, Mitglied des Hauspflegevereins zu sein nach dem Grundsatz: Einer für alle, alle für einen. Wohl dem, der keine Pflege nötig hat. Doppelt wohl dem, der da weiß: „Wenn ich krank werde, ist jemand da, der sich meiner annimmt.“

Laßt uns den Müttern helfen auf genossenschaftlicher Grundlage!

Gang in den Frühling.

Von Paul W. Eisold.

Wenn unter den Frühlingstagen einer ist, der mit einem leisen aber siegfrohen Lachen, mit einem so hellen Sonnenschein, wie wir ihn lange nicht zu sehen vermeinten, und einem unendlichen, feierlichen Himmelsblau, so blau, daß man am liebsten die Brust aufreißen möchte und schreien, geradeaus schreien, steil und tief, und vielleicht ist irgendwo in dem starren kalten Geäst eine Amsel, pfeisend und voller Jauchzen, — wenn ein solcher Tag dahertritt in den Wahlgang böser und harter Tage, da ist plötzlich wieder in unserem Herzen, ganz fern und vergessen ein Licht entzündet. Ists, als durchstute uns auf einmal wieder eine seltene, und doch so vertraute Wärme, ein guter, bekannter, lieber Klang. Und es ist, als wären wir lange stumm in einem Kerker gestanden, da uns die Gitterstäbe grinsend und höhrend anspien, wären durch eine dunkle Angst, eine sanfte Verzweiflung gegliitten, schwer, finster und unbeirrbar. Fremd allem und uns selber fremd. Keine leichte Hand griff wie Balsam unsere Schläfen, kein Kinderlachen spielte um unsere Füße: eingezwängt war gar das Denken und behangen mit den dunklen Gewändern ernstschreitender Frauen, gleich den Schicksalsgöttinnen der alten Welt: Verantwortungsgefühl, Entsagen, Schweigen. Schweigen!

O wie waren klein wir und geduckt in die Asche selbstischer Zerkürzung! Die Vertrautheit unserer Hände klagte sich in sterbende Verzückung . . . ach, wir standen in dem Tag, leblose, wunschlose Zusammenballungen organischer Funktionen . . . und fielen in die Nacht, leer, unermüdet, verquält und ausgepowert, Fragmente der Gattung Mensch, Fragezeichen, Krater, ausgebrannt und entsehrlich. Wir starben tausendmal und tausendfach um uns das Spiegelbild: Ich, unaufhaltsam trieb der Kreislauf weiter, wohin? wer weiß es zu sagen? In den Kanälen unserer Ohren hockte böse eine Mauer, kein Gesang drang hindurch, nur ein großer, langer Schrei, der Schrei uns Dasein. In den Augen schwammen die schweren Fahnen des Novembers, die alle Sicht verhängten. Wir sahen und wir sahen doch nicht! wir lebten und . . . wurden gelebt, gelebt von tausend anderen und nicht von uns selbst.

Und nun! Nun ist plötzlich wie mit einer unsagbar tätigen Hand über unsere Stirn gestrichen und ein Schweben ist über uns gekommen, als gingen wir im Traum über bunte Wiesen, als gingen wir wieder zurück aus diesem harten Kampf in ein weites, fernes Land: in das Land unserer Kindheit. Eine leise Mutter ist um uns, warmer Wind stößt auf. Sterne wachsen in den Augen, wachsen über die Fahnen hinweg, die unsere Blicke dunkelten. O und silberne Laute werden! Klein erst und zag. Wählig aber werden die Töne voller, inniger und strahlender, ein berauschernder Sang, ein Choral, eine grandiose Fuge steigt auf, ein Schrei: Frühling!

Es ist kein Halten mehr! Ein breiter Strom quillt. Das Gold stürzt vom Himmel. Der Himmel stürzt auf uns. In Licht gebadet schreiten wir einher, Funken des Lichts, mit dem Lächeln im Antlitz, das ewig ist und dem Wunder im Herzen, das unendlich sich begibt. Wir sind nicht länger arm und finster und zerrissen: eine einzige große Freude hat uns ergriffen und wir lauschen hinaus in das Strahlen und lauschen dem Licht, das sich selber singt.

Und wir Menschen? Wir Lasttiere an dem großen Karren, gewöhnlich verstrickt der Dumpsheit, dem Terrorismus der Tradition aus Pflichtgefühl, dem Irrtum und der Verzweiflung: gehen wir wirklich in den Frühling, mitten hinein in sein Herz? Können wir hineingehen? Haben wir nicht alle Kleider mit uns, alte Dinge, Gewohnheiten und Lüfte?

Wir müssen uns ausziehen. Müssen umkehren. Frühling ist Erneuerung, Umgestaltung, Revolution. Frühling ist das ewige Werden, der schöpferische Geist. Alle Wege münden hier. Alle Wege gehen hier aus. Haben wir einen Weg? Wissen wir um ihn? Gar um das Ziel? Stehen wir nicht gleichsam auf dem Marktplatz mit vieler Straßen Beginnen, ratlos, verloren, zerrissen. Unzählige Hände zerren uns — wer weiß es, wohin? O es ist hohe Zeit, daß wir zu uns kommen! Zum Menschen. Zum Gutsien. Mensch sein heißt gut sein. Heißt: sich hinter den anderen stellen. Heißt im großen Einander sich liebend vollenden.

Dies Ziel gab uns der Frühling ins Herz. Wir wissen den Weg. Reicht die Hände: auf, in den Frühling, daß es für alle Frühlinge werde!

Klassische Münzenkunst.

Das Streben des Menschen, auch die Dinge des täglichen Gebrauchs und Verkehrs mit Schönheit zu verklären, hat eine eigene Kunst des Geldes geschaffen. Wir, die wir heute in einer elenden Papierwirtschaft leben, können freilich nur die Lappen, die für uns Geld darstellen müssen, mit Bildern und Zierraten schmücken. Frühere Zeiten aber, die uns ja noch gar nicht so fern liegen, verließen dem Edelmetall des Hartgeldes eine schöne Prägung. Die Griechen, dies Volk, das der Welt mehr als jedes andere an Schönheitswerten geschenkt hat, haben auch in der Kunst der Münzprägung das Vollendetste geleistet, und die uns erhaltenen hellenischen Münzen erschließen eine Wunderwelt harmonischer Gestaltung, die den Werken der großen Kunst nichts nachgibt und der Allgemeinheit noch viel zu wenig bekannt ist. Ein bereites Zeugnis von dieser klassischen Münzenschönheit vermitteln die zahlreichen Abbildungen eines Soben in der bei E. A. Seemann zu Leipzig erscheinenden „Bibliothek der Kunstgeschichte“ veröffentlichten Bandes über „Griechische Münzen“, den der Kustos am Berliner Münzkabinett H. Bürger verfaßt hat. Lang war freilich der Weg, den die griechische Stempelschneidekunst zurücklegen mußte, bevor sie die Vollendung der klassischen Münzprägung erreichte. Die Hellenen des reichen kleinasiatischen Küstenlandes sind es gewesen, die zuerst eine künstlerische Ausgestaltung der Münzen unternahmen: sie suchten dabei auf den rohen und bildlosen Münzprägungen der Lyder, die aus einer Mischung von Gold und Silber, dem sog. Elektron, hergestellt waren. Die neue Ertrungenschaft wanderte dann, von Insel zu Insel springend, nach dem Mutterlande und ergiess allmählich die Küste Nordafrikas, die westlichen Kolonien in Unteritalien und Sizilien und die Südküste Kleinasiens. Nur ausnahmsweise findet man bei den frühesten griechischen Münzen die uns heute so geläufige zweiseitige Prägung. Gewöhnlich trägt der meist dicke, tugeilige Schrötlings auf der Vorderseite ein einfaches, wappenartiges Bild, während die Rückseite den unregelmäßigen Einschlag des Obereisens zeigt, das den gegossenen Metallklumpen beim Prägen auf den im Amboß befestigten Stempel der Vorderseite presste.

Allmählich entfaltet sich nun in dieser Kleinkunst der Münze der ganze Reichtum an Gestaltungen und Symbolen, der die griechische Plastik zu einer so unerschöpflichen Quelle des Schönen macht. Anstatt der Attribute der Götter treten diese selbst auf den Plan, und um 480 v. Chr. vollbringt die griechische Münzkunst bereits großartige Prachtleistungen, wie etwa in den Zehndrachmenstücken von Athen und Syrakus. Während um die Zeit der Perserkriege alle wichtigeren Gemeinwesen der griechischen Welt schon im Besitz der Münze waren, wuchs dann im Verlauf des 5. Jahrhunderts die Zahl der Prägestätten immer weiter. Auch das unbedeutendste Städtchen versuchte seine Souveränität dadurch zu betonen, daß es eigene Münzen prägte. Aus dieser unendlichen Mannigfaltigkeit der Münzarten treten immer deutlicher einzelne Künstlerpersönlichkeiten hervor, die im Schmutz der Münzen Vorzügliches leisteten, und schließlich sehen die großen Meister ihres Faches in berechtigtem Stolz ihre Signaturen unter ihre Werke. Solche Klassiker der Stempelschneidekunst waren z. B. die beiden Syrakusaner Meister Euainetos und Kimon. Wie in der Großskulptur, so beginnt auch in der Münzkunst um die Wende des 5. und 4. Jahrhunderts das Anmutige und Liebliche die strengen Linien des Erhabenen und Hoheitsvollen abzulösen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts beginnt der fast unübersehbare Reichtum an Münzbildern zu versiegen, da durch das Aufsteigen der macedonischen Könige die Selbständigkeit der griechischen Städte vernichtet wird. Und nun tritt nach diesem Siege des monarchischen Prinzips an Stelle der Gottheit das Bildes des Herrschers auf die Münze, um anzuzeigen, daß nur ein Mann den Staat repräsentiert. Zunächst werden diese Herrscherbildnisse noch den Göttergestalten angehängt, und Alexander der Große erscheint auf den Geldstücken als Jupiter Ammon. Aber unter seinen Nachfolgern, den Diadochen, treten bald die Porträts der Fürsten unverhüllt auf der Vorderseite der Münzen hervor.

Der Freiheit eine Gasse.

Von Hans Klabauiermann.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die Konferenz von Genua tatsächlich ihren Anfang genommen. Etwas Wichtiges ist auch schon dabei herausgekommen. Lloyd George hat sich alsbald nach seiner Ankunft turbeln lassen. Da die Delegierten eine Reihe von Punkten bei der Aussprache nicht erwähnen dürfen, so eignen sich diese Auslassungen gut für den Kientopp, der fürs Auge erheblich mehr als für andere Sinnesorgane bietet. Es ist immer erfreulich, wenn ein Ereignis schließlich eintritt, nachdem es angekündigt, aber andauernd vertagt worden ist. Die Körperlichkeiten, in deren Ressort die Veranstaltung der Jahreszeiten fällt, sollten sich ein Beispiel daran nehmen. Schön, wir haben den Krieg verloren. Unser Recht auf pünktliche Lieferung des katalogmäßig registrierten Betters lassen wir uns dennoch nicht nehmen. Das ist ja langweilig, wenn man uns mit solch albernem Kram wie Sonnenfinsternissen als Erfolg kommen will. Wir verzichten auf die nächste Sonnenfinsternis, verlangen aber dafür nachdrücklich das Steigen des Thermometers, wie es sich für einen anständigen Frühling geziemt. Wir wollen einmal andere Werte als die Preise steigen sehen.

Das Getreide ist in Deutschland zum Beispiel so teuer geworden, daß die Regierung sich entschlossen hat, ausländisches ohne Einfuhrbeschränkung hereinzulassen. Es ist billiger als das deutsche. Daraus sieht man, in welcher Notlage sich die deutschen Agrarier befinden, nachdem die Zwangswirtschaft aufgehört hat. Die Kosten für Sekt, Jagdgewehre und andere für die Landwirtschaft unentbehrliche Dinge sind so hoch geworden, daß der Preis für ihre Produkte gegen ihren Willen ins Ungemessene hochschnellt. Die Regierung macht ihnen noch dazu Schwierigkeiten. Bei vor kurzem aufgestellten Richtpreisen für Kartoffeln ist der Erzeugerpreis auf 150 Mark festgesetzt. Ich möchte wissen, wie ein Landwirt im Schweiß des Angesichts seiner Arbeiter für eine Summe Kartoffeln erzeugen soll, die nur hundertmal so groß ist, wie in Friedenszeiten. Daher wunderte es mich auch nicht, als mir am Sonnabend mein Händler für ein Pfund Kartoffeln 3,30 M. abnahm. Die Veröffentlichungen der Behörde über den Angemessenheitspreis von 2,25 M. sind klar gehalten; man hat sogar nicht die Mühe gescheut, die einfache Sache dreimal zu erklären und alle drei Mal einen anderen Preis anzugeben. Ganz klug bin ich aus diesen Ausführungen dennoch nicht geworden; nur das eine ist sicher: Der Preis von 2,25 M. bezieht sich lediglich auf märkische Ware. In ganz Berlin ist sie nun für 2,25 M. nicht aufzutreiben, woraus hervorgeht, daß märkische Kartoffeln nach Malta oder noch weiter weg und Malakartoffeln nach der Mark Brandenburg gehen.

Um Ungehorsam gegen den Standsbeamten drehte es sich bei der Reichstagsdebatte über die uneheliche Mutterchaft. Der sozialdemokratische Antrag, sie dürfe keinen Grund zur Maßregelung einer Beamtin bilden, wurde mit 199 gegen 156 Stimmen abgelehnt. Damit hat der Reichstag wieder einmal der staunenden Welt bewiesen, daß er wohl imstande ist, kraftvoll am alten Stiebel festzuhalten. Es lebe die Borniertheit, hurra! Stolz über ihren Sieg will der Jungfernat des Reichsverbandes der Post- und Telegraphengehilfinnen eine neue Petition zur Stärkung von Sitte und Verdauung einbringen. Jede Beamtin, die außerhalb der festgesetzten Dienstzeit und häufiger, als dafür bestimmt, ihre Verdauung regelt, soll als unwürdig ausgeschifft werden.

Dagegen ist es Verleumdung, wenn behauptet wird, die erwähnten 199 Abgeordneten hätten die Edelste Privatirrenanstalt vom 1. Juli ab als Klubräume gepachtet. Wer darin eine Anzüglichkeit sieht, ist überdies schief gewickelt. Wie schon aus Stil und Inhalt dieses Artikels hervorgeht, nimmt die Verrücktheit in der Welt von Tag zu Tag ab. Die Urstalt löst sich also wegen Mangel an Material am genannten Tage auf, und das Reichsfinanzministerium zieht hinein. So sieht die Sache in Wahrheit aus. Für Aemter, deren Tätigkeit es mit sich bringt, daß ab und zu einer aus der Haut fährt, wählt man gern Häuser, in denen alle Vorkehrungen getroffen sind. Das Schöneberger Wohnungsamt haust auch schon geraume Zeit in der Maison de santé.

Die Aussprache im Reichstag über Papiertnappheit und -steuerung scheint die Not bereits gemildert zu haben. Die bürgerlichen Zeitungen bis weit in den linken Blätterwald hinein stellen ihre Spalten dem Bericht von der Einsegnung der Kronprinzenkinder zur Verfügung. So wichtig für eine Republik solche Ereignisse auch sind, so mußten sie bisher unerwähnt bleiben. Das scheint ja nun anders zu werden. Ich kann mich daher nicht enthalten, eine ebenso erschütternde Nachricht in die Öffentlichkeit zu schleudern: Meine Füllfederhaltertinte, die ich voriges Jahr in Innsbruck für 25 Kronen gekauft habe, ist vorgestern leider alle geworden.

Frühlingskampf.

Windzerfetzte Wolkenfahnen hängen
Ueber jungfräulichem Land.
Nalweise Sonnenstrahlen drängen
Messerscharf an ihren Rand.
Und der Sturmwind braust wie Orgelton,
Drin der Frühling ruft: ich komme schon.
Wunderblauen Himmel werd' ich geben,
Laubbelschwerte Bäume,
Süßer Blumen Farbensglanz.
Auferstehung,
Hochzeitstanz.
Aus der Tiefe schaff' ich neues Werden,
Kämpfend, umgestaltend wirke ich auf Erden.
Bereite stürmisch neue Zeiten vor,
Deffne der Vollendung Tür und Tor.
Selber niemals ein Vollender,
Bin ich doch der Lebenspender.
Also tönt's im Sturmgemraus,
Zieht zum Kampf der Frühling aus.

Warum ändern sich die Sprachen? Warum sprechen wir nicht heute noch Althochdeutsch wie die Germanen und warum sprechen die Italiener nicht noch immer lateinisch wie ihre Vorfahren? Diese Frage, die doch gewiß eine der Grundfragen aller Sprachforschung ist, ist bisher noch verhältnismäßig wenig behandelt worden. Ganz unbefriedigend sind die Erklärungen, die den Wandel der Laute, der Worte und Sätze in gewisser „Unvollkommenheiten“ der menschlichen Natur suchen, im Bequemlichkeitstrieb oder in der schlechten Nachahmung der elterlichen Sprache durch die Kinder usw. Solche Irrtümer und Mängel können unmöglich zu einer durchgreifenden Veränderung der Sprache führen; vielmehr kann man aus der Sprachgeschichte feststellen, daß solche Sprachfehler nicht nachgeahmt, sondern von der die Sprache beherrschenden Gemeinschaft verbessert und ausgemerzt werden. Der bekannte Sprachforscher Prof. Karl Böhler vertritt nun mit großem Nachdruck eine neue Theorie, die das ganze Problem in einem tieferen Zusammenhang erfährt und den engen Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur betont. Böhler hat seine Anschauungen an einem Beispiel durchgeführt, indem er in seinem Werk „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung“ die Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Neuheit darstellte. Die Sprache ist zwar einer beständigen Veränderung ausgesetzt, indem der Einzelne gewisse Neuerungen und Abweichungen von überlieferten im alltäglichen Verkehr vorbringt; aber solche Neuerungen finden nur Gefallen und Verbreitung, wenn sie einem seelischen Bedürfnis der Sprachgemeinschaft entsprechen und zu der allgemeinen Kulturlage passen. Entlehnungen aus dem Lateinischen werden z. B. in einer Renaissancezeit, die eine große Vorliebe für die Antike hat, sehr viel leichter aufgenommen werden als in einer Epoche, die sich vom Altertum abkehrt. Die Neuerungen finden zuerst nur Anklang innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsschicht oder Berufsgruppe, also zuerst etwa bei Hofe oder bei den Soldaten oder Kaufleuten und bringen von da in die Gesamtsprache ein. Die Sprachwissenschaft muß daher bei jeder Neuerung fragen, in welcher geistesgeschichtlichen Epoche, in welcher Sprachgemeinschaft und welcher Gesellschaftsschicht sie zuerst aufgetaucht ist. Auf diese Weise erklärt Böhler die Aenderung der Sprachen, die allmählich so einschneidend werden können, daß sich eine ganz neue Sprache bildet, wie etwa das Französisch oder Deutsch. In der französischen Sprache ist z. B. der „Teilungsartikel“ eine besondere Eigenheit. Der Gelehrte erklärt das Aufkommen dieser Erscheinung in Frankreich dadurch, daß im 14. und 15. Jahrhundert in diesem Lande Kaufleute und Kapitalisten, also Leute, denen alles teilbar und meßbar schien, die Oberhand gewonnen hatten und ihre Denkweise den anderen aufprägten. In Deutschland war dies nicht in dem Maße der Fall, und deshalb konnte der Teilungsartikel hier nicht durchdringen.

Himmelskunde

Neues von den Sonnenflecken. Der amerikanische Astronom See, der auf einem Marine-Observatorium in Kalifornien tätig ist, hat eine neue Theorie aufgestellt, um die periodische Wiederkehr der Sonnenfleckenjahre zu erklären. Alle elf Jahre ungefähr haben wir bekanntlich ein Maximum der Sonnenfleckenaktivität, aber das ist nur eine Durchschnittsziffer. In Wirklichkeit schwanken die Maxima in ihrer Wiederkehr zwischen acht und zwölf Jahren. See ist der Ansicht, die Zunahme und Abnahme dieser für uns so wichtigen Tätigkeit auf äußere Einflüsse zurückführen zu können. Und zwar soll es in erster Linie der große Planet Jupiter sein, der seinen Einfluß auf die Sonne ausübt. Der Jupiter ist ja in seinem Wesen eigentlich ein Mittelglied zwischen einer erkaltenden Sonne und einem werdenden Planeten. Außer einer Schar von Monden schleppt er noch eine ganze Familie von Kometen mit sich, die er allmählich eingefangen und in seine Nähe gebettet hat. Von diesen Kometen kommen große Massen Meteoritenschwärme, Nebelballen auf der Bahn um die Sonne diesem Zentralgestirn so nahe, daß sie in die Sonne hineinprasseln. Wir erleben ähnliches in kleinerem Maßstabe auch auf der Erde. In zweiter Linie arbeitet dann der nächstgroße Planet, der Saturn, mit, der bekanntlich außer seinen acht Monden noch den bekannten Ring oder besser ein Ringsystem besitzt. Der Saturn wirkt mehr dadurch, daß er die Einflüsse des Jupiter beschleunigt oder hemmt, je nachdem er in seinem Umlauf mit diesem zusammen auf derselben Seite auftritt oder auf der entgegengesetzten. So entstünden die scheinbaren Unregelmäßigkeiten der Sonnenfleckenperioden. Der amerikanische Astronom wird demnächst seine Berechnungen über diesen Gegenstand veröffentlichen, und man darf gespannt sein, wie sich die wissenschaftliche Welt zu der neuen Theorie stellen wird.

Naturwissenschaft

Farbenblindheit bei Insekten. Ueber sehr interessante Untersuchungen, welche die Farbenblindheit bei Insekten beweisen können, berichtet Frau Dr. A. Schmitt-Muracher-München im „Zoologischen Anzeiger“. Die Wirkung einer Farbe auf das Auge wird durch zweierlei bedingt: einmal durch den Anteil des Farbigen und dann durch den Helligkeitswert. Der total Farbensindige empfindet nicht den farbigen Anteil, sondern nur den Helligkeitswert. Er sieht z. B. ein buntes Gemälde nur so, wie ein Farbentüchtiger einen Kupfer-

stich sieht, entsprechend den verschiedenen Helligkeitswerten von weiß, grau und schwarz. Von dieser Überlegung ausgehend, hat Frau Schmitt-Muracher eine Anzahl Staubheuschrecken in Mostläufige gesetzt, deren Boden verschiedene Farben und diese wieder in verschiedener Helligkeit hatte: weiß, grau, schwarz, rot, blau usw. Nach einiger Zeit zeigte die Haut der Tiere eine verschiedene Tönung, von ganz hell bis ganz dunkel, je nach dem Helligkeitswerte des Käfiggrundes. Kot hat für ein total farbenblindes Sehorgan einen sehr geringen Helligkeitswert und wird als tiefdunkles Grau gesehen. Die Tiere auf rotem und auf schwarzem Untergrund wurden demgemäß gleichmäßig dunkelholzbraun mit einem Stich ins Rote. Auf grauem Grund und einem ihm im Helligkeitswert völlig gleichen grünen Grund bekamen die Tiere ebenfalls ganz gleiche Tönung. Dasselbe war bei einer ganzen Reihe von anderen Farben der Fall. Frau Schmitt-Muracher hat eine große Zahl von Versuchen mit einem reichlichen Versuchsmaterial (über 1000 Tieren) durchgeführt, so daß ihre Versuche für die Entscheidung der vielumstrittenen Frage nach dem Sehvermögen der Insekten von Belang sind, um so mehr, als die Forscherin Grund hat zu der Annahme, daß diese Farberänderungen der Tiere durch die Augen vermittelt werden. Mit einem irgendwie gearteten Farbensinn haben sie jedenfalls nichts zu tun.

Technik

Vom deutschen Rum. Vor einiger Zeit ist es einem deutschen Chemiker Friß Hünlich gelungen, einen deutschen Rum aus dem Saft unserer Zuckerrüben herzustellen, dessen Fabrikation auch bereits von einer sächsischen Firma aufgenommen worden ist. Der echte Rum, wie man ihn bisher kannte, wurde bekanntlich in den zuckerrohrbauenden Ländern, vor allem auf Jamaica, durch Gärung der Melasse, des Sirups, also gewissermaßen als Neben- oder Abfallprodukt gewonnen. Interessant ist, daß auch die Eingeborenen der Insel Formosa ganz von selbst die Erfindung gemacht haben, aus Zuckerrohr eine Art Rum zu gewinnen. Daß man nun auch bei uns aus den heimischen Zuckerrüben Rum herstellen kann, ist gewiß ein volkswirtschaftlich wichtiger Erfolg. Kostproben von Sachverständigen haben ergeben, daß dieser deutsche Rum den besten Sorten des echten Jamaica-Rums zwar nicht gleichkommt, aber von den mittleren Sorten überhaupt nicht zu unterscheiden ist. Die Schwierigkeit bestand hauptsächlich darin, aus den Gärungsprodukten gewisse Verbindungen mit unangenehmem Aroma, die sich neben den erwünschten aromatischen Stoffen bilden, wieder herauszubringen. Im allgemeinen ist das Verfahren dem in den Ursprungsländern nachgebildet.

Durch Mitteilungen des Professors Lindner vom Berliner Institut für Gärungsgewerbe erfahren wir Genaueres über die Herstellung. Danach ist die Erfindung ein Seitenstück zur Herstellung der sogenannten Maltonweine. Diese sind weinartige Getränke mit Sherry-, Malaga- oder Tokayergeschmack, die aber nicht aus Rebenjaft, sondern aus Malz gewonnen werden, und zwar durch Verwendung von Hefen südllicher Weine. Dr. Sauer hatte bei seinen Versuchen sich eine große Sammlung von tropischen und subtropischen Hefenarten angeeignet und diese Sammlung nachher dem Institut für Gärungsgewerbe geschenkt. Es hat sich jetzt gezeigt, wie wichtig eine solche Sammlung ist für den, der sie zu benutzen versteht; für den, der sie „durchhalten“ muß, ist es mehr eine schwierige Aufgabe. Häufige Nachfragen nach solchen Hefen, unter Wahrung des Geheimnisses, ließen schon einige Zeit darauf schließen, daß ein Fachmann sich mit einer interessanten neuen Aufgabe befaßte. Man darf sich das Verfahren übrigens nicht so einfach vorstellen, als ob nun bloß tropische Hefen dem Zuckerrübenjaft zugefügt würden und alles übrige von selbst käme; eine Anzahl von Nebengärungen und anderen Manipulationen spielt entscheidend mit, wie übrigens bei der Rumherstellung in den Ursprungsländern auch.

Erdkunde

Die Festigkeit der Erdrinde. Die neuerdings durch den Hamburger Professor Wegener vorgetragene Ansicht über die Verschiebungen unserer Kontinente, Verschiebungen, die noch fortzuauern, haben die Frage neu erstanden lassen, wie es denn mit der soliden Unterlage, auf der sich unser Leben bewegt, in Wirklichkeit bestellt ist. Ein Ingenieur H. Baudisch hat sich die Frage vorgelegt: Kann unsere Erdrinde sich selber tragen? Er behauptet, wenn man sich die Erdrinde als eine Art Gewölbe vorstellt und nach den Grundgesetzen der Technik die Festigkeit berechnet, so würde eine Druckbeanspruchung von etwa 777 Tonnen auf den Quadratcentimeter herauskommen. Das ist eine Beanspruchung, die weit über den Wert der Bruchfestigkeit der in der Erdrinde vorhandenen Materialien hinausgeht. Die Erdrinde könnte sich also durchaus nicht selbst tragen können. Wir hätten sie uns im Gegenteil als eine auf dem feurig-flüssigen Erdinnern schwimmende, in sich haltlose Masse vorzustellen, die durch ihre Masse das Erdinnere zusammengedrückt. Ein wenig vertrauenerweckendes System, muß man sagen, das sich aber doch schon ziemliche Zeit bewährt hat. Baudisch ist übrigens nicht der erste Ingenieur, der sich von seinem Standpunkte aus mit geophysikalischen Fragen befaßt hat. Der Leipziger Ingenieur Reibisch war vor etwa dreißig Jahren der Begründer der vielfach diskutierten Pendulationstheorie, welche viele Erscheinungen der Erdentwicklung, die geologischen Formationen und anderes mehr zu erklären suchen. Freilich hat die Pendulationstheorie nicht allgemeine Anerkennung gefunden.